

# Von schweizerischen Freunden deutscher und französischer Kultur

Autor(en): **Meyer, Karl Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **14 (1934-1935)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157835>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Von Schweizerischen Freunden deutscher und französischer Kultur.

Von Karl Alfons Meyer.

In Zürich und Basel hielt vor kurzem Prof. Wolfgang Golther aus Rostock Vorträge. Golther ist längst wohlbekannt. Ihm sind vortreffliche Untersuchungen über die keltischen, altfranzösischen und germanischen Sagenstoffe und Epen zu verdanken und über deren Weiterwirken in Dramen neuerer Zeit, vor allem in den Werken Richard Wagners. Von besonderer Bedeutung gerade auch für schweizerisches Geistesleben und seinen Zusammenhang mit dem deutschen wurde Golthers Herausgabe der Briefe Wagners an Mathilde Wesendonck (1904) und an Eliza Wille (1906). Dem tiefen Wissen gesellt sich bei Wolfgang Golther vornehmes, zurückhaltendes Wesen. Jeder Byzantinismus liegt ihm fern. Unbeirrbar läßt er die Quellen sprechen. Es scheint dies dem Leser selbstverständlich? — Dann alle Achtung vor seiner Gewissenhaftigkeit. Leider aber ist solche Harmlosigkeit nicht berechtigt. Es gibt keine Biographie, geschweige denn eine Kultur- oder politische Geschichte, die nicht subjektiv beeinflusst wäre. Jede Tageszeitung wirkt, ganz abgesehen von ihrer Parteifarbe, auch außenpolitisch einseitig, selbst wenn sie sich ihrer neutralen Verantwortung bewußt bleibt und ihr Urteil zurückhält. Schon die Auswahl aus dem täglichen Wust der Nachrichten, das Betonen oder Verschweigen einer Meldung, ihr fetter oder unauffälliger Satz, die Titelgebung bestimmen eine Richtung. [Im Herbst wurden einige aus Deutschland entflozene jüdische Kommunisten in Straßburg in Gesellschaft streikender Margisten verhaftet. Wie anders sieht diese Tatsache aus, wenn sogar vermeintlich neutrale Zeitungen melden: „Deutsche Staatsbürger in Frankreich wegen Aufreizung gegen die Regierung verhaftet.“ Ohne der Form nach unrichtig zu sein, wird durch diese Fassung die an und für sich gleichgültige Nachricht zu einer böses Blut machenden Tendenzlüge. Der Neutrale und erst recht der Franzose denkt an einen feindlichen Akt Deutschlands. —] Leicht vermag auch der Herausgeber von Briefen das Bild eines Menschen oder einer Zeit völlig zu verrücken. Ein berühmtes altes Beispiel bietet ja schon der Briefwechsel zwischen Abälard und Héloïse. Durch Hervorhebung bestimmter Stellen und Weglassen anderer wurde das kulturgeschichtlich wichtige Buch zu einem erotischen Roman herabgewürdigt. Leider beschränken sich solche bewußte, oft auch unabsichtliche Fälschungen nicht auf Fremdvölker. Selbst ehrliche, im heutigen Reich hochangesehene Schriftsteller sind nicht frei von bedauerlichen Mißgriffen. So hat Graf Du Moulin Eckart in seiner umfangreichen Lebensgeschichte Cosima Wagners wertvollste Briefe wahrhaft vergeudet; ihre geschichtliche Benutzung wird durch den ebenso wortreichen wie eingebildeten Herausgeber geradezu verunmöglicht; historische Doku-

mente verwebt er ohne Datierung und nähere Kennzeichnung in sein Geplauder, sodaß der aufmerksamste Leser oft nicht weiß, ob nun Ludwig II. oder Hans von Bülow oder aber der Herr Graf selbst spreche. H. St. Chamberlain, Schwiegersohn Wagners und — obwohl angelsächsischen Ursprungs — einer der eifrigsten Wegbereiter des Dritten Reiches, hat oft Briefe als eine der wichtigsten Quellen für die Kenntnis Goethes, Kants, Wagners bezeichnet. Fast im gleichen Atemzug aber schweigt er den schönsten Briefwechsel Wagners zu Tode. Er und Frau Cosima haben es Prof. Goltner nie ganz verziehen, daß dank ihm die Briefe Wagners an seine Gönnerinnen in der Schweiz allgemein bekannt wurden. Noch dem Breslauer Professor Koch wurde es verübelt, daß in seiner dreibändigen Wagner-Biographie die Zürcherzeit in ihrer ganzen Bedeutung zur Geltung gelangte. Chamberlain geht so weit, Kaiser Dom Pedro's Anregung, Wagner möge ein Werk für Rio de Janeiro schaffen, weit wichtiger für die Entstehung des „Tristan“ zu halten als alle Zürcher Erlebnisse. Einen entgegengesetzten, ebenso unhaltbaren Standpunkt nimmt der französische Graf de Pourtales ein, wenn er in seinen phantasievollen Biographien etwa Jessie Laussot mit Sieglinde, Mathilde Wesendonck mit Isolde, Judith Gautier mit Rundry gleichsetzt. „Isolde starb 1902, zwanzig Jahre nach Tristan.“ — Da wirkt denn die Würdigung durch Goltner wahrhaft befreiend. Sie dürfte auch geschichtlich und psychologisch unanfechtbar sein. Sein Zürcher Vortrag über „Erlebnis und Dichtung in Tristan und Meistersingern“ wußte meisterhaft die feinen, oft nur andeutbaren sinnlich-übersinnlichen Fäden zu entwirren, die zwischen Erlebnis und Dichtung, Erfahrung und Gestaltung weben und zur „großen Konfession“ (wie es Goethe in Dichtung und Wahrheit nannte) werden. Schade, daß der Vortrag nicht in voller Öffentlichkeit stattfand. Denn so müßte reden, wer Wagner Freunde gewinnen will. So auch zeigte sich deutsche Kultur von ihrer besten Seite. Sehr anziehend stellte Goltner dar, weshalb er und jeder Freund großer deutscher Kunst in Zürich auf geweihtem Boden zu stehen glaube. Die Namen Hadlaub, Bodmer, Breitinger erklangen, der die klassische deutsche Literatur eröffnende Streit der Zürcher und Leipziger wurde angetönt, die schöne Bedeutung der Schweiz als des Asyls für deutsche Neuerer betont. Die Zuflucht und das zweite Vaterland des steckbrieflich verfolgten Wagner! Wie doch alles fließt! Wieder gibt es heute Emigranten, diesmal auch hinüber. Wenn uns nicht Maja den Blick verschleierte, gewahrten wir deutsche Professoren, die den umgekehrten Heilsweg einschlagen müssen. . . über das Leben Wagners in der Schweiz, namentlich in Zürich und Luzern, besitzen wir ja schon vortreffliche Schilderungen, so von Steiner-Schweizer, Zimmermann, den Professoren Fehr und Gysi. Daß das Biographische noch lange nicht ausgeschöpft ist, wird Mag Fehrs bald erscheinendes Buch beweisen. Noch wichtiger schiene uns Befassen mit den mehr gelobten als gekannten Werken.

Ergreifend mußte Goltner zu zeigen, wie Erlebnis sich in die beiden

gewaltigen Tondramen wandelte, deren äußere Gegensätzlichkeit schon Nietzsche hervorhob, und die doch innerlich ganz zusammengehören. Der noch gesunde Nietzsche schrieb: „Wer sich über die Nachbarschaft des Tristan und der Meisterjinger befremdet fühlen kann, hat das Leben und Wesen aller wahrhaft großen Deutschen in einem wichtigen Punkte nicht verstanden: er weiß nicht, auf welchem Grunde allein jene eigentlich und einzig deutsche Heiterkeit Luthers, Beethovens und Wagners erwachsen kann, die von andern Völkern gar nicht verstanden werden wird und den jetzigen Deutschen selber abhanden gekommen zu sein scheint — jene goldhelle, durchgegozene Mischung von Einfalt, Tiefblick der Liebe, betrachtendem Sinn und Schalkhaftigkeit, wie sie Wagner als köstlichen Trank allen denen eingesehen hat, welche tief am Leben gelitten haben und sich ihm gleichsam mit dem Lächeln der Genesenden wieder zukehren.“ Und an anderer Stelle: „Wer hintereinander zwei solche Dichtungen wie Tristan und Die Meisterjinger liest, wird in Hinsicht auf die Wortsprache ein ähnliches Erstaunen und Zweifeln empfinden, wie in Hinsicht auf die Musik: wie es nämlich möglich war, über zwei Welten, so verschieden an Form, Farbe, Fügung, als an Seele, schöpferisch zu gebieten. Dies ist das Mächtigste an der Wagnerschen Begabung, etwas, das allein dem großen Meister gelingen wir: für jedes Werk eine neue Sprache auszuprägen und der neuen Innerlichkeit auch einen neuen Leib, einen neuen Klang zu geben. Wo eine solche allerseinstenste Macht sich äußert, wird der Tadel immer nur kleinlich und unfruchtbar bleiben, welcher sich auf einzelnes übermütige und Absonderliche oder auf die häufigeren Dunkelheiten des Ausdrucks und Umschleierungen des Gedankens bezieht. . .“

Briefstellen an Mathilde sind oft wörtlich nicht nur in den „Tristan“, sondern auch in die „Meisterjinger“ übergegangen. So erklärt sich einer der dem Leser kaum verständlichen Sätze, da Sachs vom sich einfindenden Knecht des Junkers meint „ein Täubchen zeigt ihm wohl das Nest. . .“ Die Szene ist im Brief erzählt, der Satz ist in den Meisterjingern stehen geblieben. So gewann die den meisten Hörern entgehende Stelle aus dem Quintett, wo Hans Sachs an Abendtraum denkt, während seine vier Mitspielenden froh vom Morgentraum singen, blutvolles Leben. Noch keiner ließ, ohne Musik, so schön wie Golther den tiefen Sinn des Tristan-Markethemas, wie es Wagner in die Meisterjinger hinübergewonnen hat, aus dem Innenleben herauswachsen. — Mathilde war freilich keine Isolde; aber ohne sie gäbe es nicht Wagners Isolde. Richard Wagner war sicher nicht der die Weltennacht ersehrende Tristan oder der entsetzte Hans Sachs; aber ohne sein Zürcher Erlebnis besäßen wir diese großen Gestalten nicht. So zurückhaltend und fein abgestimmt der Vortrag war, so trat doch die tiefe Bedeutung der Zürcher Jahre für Wagners Schaffen nur umso wärmer hervor. Und umso dankenswerter, wenn man bedenkt, wie ärmlich Cosima und nach ihr Chamberlain jene Zeit auffaßten. Den heldischen Isolde-Charakter besaß Cosima von Bülow, nicht Frau Wesendonck;

aber die tiefsten Werke entsproßen der Sehnsucht, nicht der Erfüllung. In Goethes Schaffen wirkte Frau von Stein tiefer als Christiane Vulpius. Die außerordentliche Bedeutung der genialen Tochter Liszts und der Gräfin d'Agoult wird durch den Vergleich nicht berührt.

Die manches für die Geistesgeschichte wichtige Problem bis in die Tiefe beleuchtenden Vorträge Golthers fanden in Zürich vor etwa 250, in Basel vor hundert Zuhörern statt. Kurz vorher konnte Thomas Mann seine wohl über Gebühr verherrlichte wie ebenso maßlos angefeindete Rede über „Leiden und Größe Richard Wagners“ — unserer Meinung nach trotz mancher Paradoxe und Ankränkungen eine seiner besten Leistungen — im beinahe gefüllten Schauspielhaus Pfauen und seither noch in Locarno halten, vor einem Publikum, das zum großen Teil lieber mehr von den Leiden und weniger von der Größe Wagners gehört hätte. Zu Golthers einfach-schönen Vorträgen mußten wir wenigen Schweizer fast verstoßen wandern; beinahe kamen wir uns irgendwie als gewissenlose Verschwörer vor. Die Veranstaltung sollte nämlich, wenn auch von der gut schweizerischen Vereinigung von Freunden Bayreuths angeregt (die in ihren spärlichen Reihen auch hervorragende Schweizer, z. B. einen ehemaligen Bundesrat und verhältnismäßig zahlreiche Französischschweizer besitzt), im Schoße einer uns sonst nicht bekannten „Gesellschaft der Freunde deutscher Kultur“ stattfinden. Sängerin und Pianist waren bestellt, Inserate vorbereitet. In letzter Stunde aber wurde von amtlicher deutscher Seite selbst aus Verzicht auf die Öffentlichkeit nahegelegt. Raum konnte der Vortrag des schon in Zürich anwesenden Professors überhaupt ermöglicht werden, ohne musikalische Mitwirkung. Schade, denn mit der Berufung Golthers hatten jene Vereinigungen eine weit glücklichere Hand als etwa die Gesellschaft der Freunde französischer Kultur mit ihren bisherigen Vortragenden. Mit Recht hatte die „N. Z. Z.“ diese etwas skeptisch begrüßt und zu bedenken gegeben, daß nun auch andere Sprachstämme ihre kulturellen Sinneigungen entdecken würden. Führen sie zu Anlässen, wie Golthers Reden, könnte auch der Schweizer sie offenbar nur begrüßen. Auch der Neutralste konnte sich der einberufenden Gesellschaft höchstens im Epilog bewußt werden. Da fand Golther ungezwungen vom Bayernkönig den Weg zu Hitler, dem neuen Schirmherrn, der heute Ausnahmegesetze für Bayreuth schafft, die Festspiele finanziell deckt, der Wagner und seiner Familie in Dank und Verehrung verbunden ist wie Keiner seit Ludwig II. und der sich rühmt, Tristan und Meistersinger schon je achtzigmal gehört zu haben. —

Es trifft sich, daß der derzeitige französische Gegenspieler, Minister Barthou, ebenfalls ein großer Verehrer Wagners ist. Aus seinem Privatbesitz veröffentlichte die „Illustration“ eine bisher unbekannt Originalskizze aus dem „Ring“. Herr Barthou ist Verfasser von „Richard Wagner et Judith Gautier“ und weiterer Schriften über den deutschen Dichtermusiker.

Die Zürcher und Basler Veranstaltungen der Freunde deutscher Kultur standen auf solcher Höhe, daß wir ihnen volle Öffentlichkeit und gerade auch den Besuch der „amis de la culture française“ herzlich gewünscht hätten. Vielleicht hätten sich die Herren erinnert, daß Frau Cosima Wagner gebürtige Französin war und daß ihr Leben eine wundervolle Synthese zwischen deutsch und französisch als Beispiel gab.

Man lerne sich gegenseitig kennen und vertrauen; typische Vertreter der Nationen mögen sich treffen und finden. Nichts ist schöner und fruchtbarer, als in vermeintlichen Erbfeinden ehrliche Menschen zu erkennen. Durch Nationalismus zu Verstehen und Vertrauen! Politisch wie kulturell! Auf diesem Weg ist weit eher Ersprießliches zu erhoffen, als durch das Vorgehen so zahlreicher Schwäzer, die von Internationalismus, Pazifismus und Humanitätsidealen überfließen. Aber nur in Worten! Es ist bezeichnend, daß gerade in diesen Kreisen 1916 und 1917 gegen den Frieden gearbeitet wurde — vor dem Sieg der Entente; genau so, wie diese gleichen Menschenfreunde heute jeden Verständigungsversuch Deutschlands mit Frankreich, Polen, Jugoslawien mit Erbitterung sehen und sabotieren. Auf der andern Seite vergleiche man etwa folgende Stelle aus einem Brief Siegfried Wagners vom 8. Juni 1928 an Henri Rebois: „Je crois que nous deux faisons plus pour l'Entente cordiale que les messieurs de Genève.“ Bezeichnend, daß der Pariser Verlag, der 1933 das Büchlein „La Renaissance de Bayreuth“ von Rebois herausgibt, auf dem Umschlag diesen Satz an einen Franzosen hervorhebt.

Jeder wahre Freund eines unserer großen europäischen Kulturkreise wird glücklich sein und sich tief bereichert fühlen, wenn er zur eigenen auch eine zweite, dritte, vierte Kultur kennen lernen darf. Hierzu gelangt er vor allem durch Aneignung der betreffenden Sprachen. Voraussetzung aber bleibe die Liebe zur Muttersprache. Nur von der muttersprachlichen Kultur aus, deren sich wahrlich keiner der schweizerischen Sprachstämme zu schämen hat — auch der deutsche erst recht nicht — gelangt man zur Kenntnis und Achtung der andern. So sei Gottfried Kellers Wort gewandelt: Achte jede Kultur, deine eigene aber liebe!

Im Gegensatz zu solcher Überzeugung spukt in vielen Köpfen der Wahn eines Europäertums, bei uns gern, aber recht anmaßend Helvetismus genannt. Sein Ideal scheint nicht ein friedliches, gleichberechtigtes Nebeneinander nationaler Kulturen zu sein, sondern deren Vermischung. Eine solche erzeugt aber nach den meisten Erfahrungen nur eine oberflächliche, leichte Sprachgrenzen- und Ghetto-Zivilisation. Ein Ladeninhaber in Delsberg oder ein Coiffeur in Pfetterhouse brauchen noch nicht Blüten des Europäertums zu sein, wenn sie auch französisch und deutsch gleich mangelhaft sprechen. Man täusche sich nicht: solche Idealeuropäer wären ebenso unfähig, einen deutschen wie einen französischen Klassiker zu lesen. Weit vorzuziehen wäre resolute Unbildung. Wenn, nach Hebel, der französische Soldat über den Rhein hinüberraust „filou“ und die deutsche Schild-

wache antwortet „halber vieri“, so ist dies noch nicht die schlechteste Verftändigung.

Gewiß find die deutschen Annäherungsversuche an Frankreich ehrlich gemeint. Der Neutrale wird aber auch verstehen, daß die Franzosen schwer von ihrer Forderung nach Sicherheit loszukommen vermögen, obwohl sie damit unwillkürlich das andere Volkstum als das auf die Dauer stärkere anerkennen; ihr Vertrauen, auch ihr Selbstvertrauen, hat 1914 einen kaum zu heilenden Stoß erlitten. Aber ob die Welt will oder nicht, sie wird mit einem erstarkenden Reiche zu rechnen haben. Dieser Erkenntnis hat einer der Deuthesten, Wilhelm Raabe, dem Chauvinismus fern lag und der auch nach 1871 trotz allem politischen und geschäftlichen Gründungs-trubel geradezu „unpatriotisch“ besonnen blieb, herrlich Ausdruck gegeben: . . . „Ein ganzes Volk stürzt sich heute in die lichte Woge der Schönheit, ein ganzes, großes, edles Volk besinnt sich heute auf das, was es ist! Es sieht mit glanzvollem Auge sich um im Erdenaal, und da es seinen Stuhl im Räte von andern besetzt findet, da es seinen Platz am Tische vergeblich sucht, da hebt es langsam die Hand und legt sie auf die Stirn — es besinnt sich, und dann lächelt es — ein Erstaunen, welches zum Schrecken wird, geht durch den Saal: mein lieber Herr Anackstert, wer sind Sie, daß Sie es wagen, Ihre kleine Beschränktheit über dieses erhabene Sichbesinnen Ihres Volkes zu stellen? Die Nationen am Tische der Menschheit rücken verlegen flüsternd zusammen — es wird Platz, und wir werden Platz nehmen, auch ohne Sie zu fragen, mein verehrter Herr! Ich sagen Ihnen, wir werden uns setzen, und wir haben einen gewaltigen Hunger nach dem Fasten von so manchem Jahrhundert. . .“

So sprach Raabe im „Dräumling“, der freilich 1870/71 verfaßt wurde, worin aber nichts von Wörth und Gravelotte und Sedan steht, sondern nur von der Schillerfeier in Paddenau erzählt wird. Erst 1892 war eine zweite Auflage nötig geworden. Mit pessimistischem Lächeln fragt der Dichter, ob sich wohl jetzt einige nachdenkliche Gönner mehr zusammenfänden, das hohe Fest des germanischen Idealismus zu erleben. Wer von uns vergäße heute dabei, nach Schiller, Bahreuth und die ernste Mahnung, die Wagner zum feierlichen Schluß der „Meistersinger“ an Fürsten und Reich richtet?

Wir hoffen, die hier nur in Stichworten angedeuteten Fragen einmal ruhiger in diesen alt-jungen Hefen behandeln zu können. Heute möchten wir ihren geschworenen Feinden, die uns verdammen, ohne uns zu kennen, noch zwei Äußerungen eines vortrefflichen Schweizers mitgeben. Der Zürcher Georg von Wß schrieb am 26. Dezember 1870 an Bulliemin: „Non, je ne suis pas Prussien, mais Allemand, Allemand de sang et d'éducation, tout en étant Suisse, comme les Suisses devant Maximilian I étaient l'un et l'autre à la fois. Dieu sait, ce qu'il m'en coûte de voir cette lutte affreuse, dans laquelle mes convictions et le sentiment de la justice me retiennent d'un côté, tandis que cent liens d'amitié personnelle et de reconnaissance et sympathie réelles m'entraînent vers l'autre“ (vers la France).

Auf einer Reise zu französischen Verwandten aber hatte früher der gleiche v. Wyß gesagt: „Es ist mir manchmal, als wäre ich ein Franzose, und doch fühle ich mich nicht so, sondern viel reicher; denn während ich überzeugt bin, hier (in Südfrankreich), wo ich überall wie ein Glied der Familie aufgenommen worden bin und mich gleich heimisch und wohl fühle, Vieles, ja das Meiste von diesem französischen Wesen, von den Interessen, der Denkungs- und Gesinnungsweise zu verstehen und zu fassen (Täuschung hiebei vorbehalten), so weiß ich doch daneben noch so viel anderes, Tieferes und Heimischeres im Schwabenlande — bis zur Ostsee — und vor allem zu Hause, daß ich mir oft wie ein Krösus erscheine, der die Schätze zweier Nationen erobert hat.“

Leiden und Glück des echten Schweizlers!

# Politische Rundschau

## Schweizerische Umschau.

### Die Tden des März.

Mit der vor einigen Tagen erfolgten Zuteilung ihrer Departemente an die neuen Bundesräte ist der Gang der Geschhnisse, der aus dem Ergebnis des 11. März unmittelbar sich ergab, wohl abgeschlossen. Vor allem scheinen weitere Rücktritte aus dem Kreis der Bundesräte, zumindest einstweilen, nicht bevorzustehen. Übrigens harren in der kommenden Session des Parlamentes genügend wichtige, dringende Arbeiten, sodaß man in weiten Kreisen wünschen möchte, daß sich die Politik für einmal wieder mehr den naheliegenden praktischen Aufgaben zuwende, die dringend geregelt werden müssen, zumal das Grundsätzliche, in diesem Fall die staatspolitische Lösung der durch den 11. März gestellten Aufgabe, weder in Bezug auf die innere Aufnahme durch einen einheitlichen Volkswillen, geschweige denn in Bezug auf die äußere Gestaltung bereits jenen Zustand der Reife erreicht hat, der ein dauerhaftes Resultat verbürgen könnte. Mit staatspolitischem Flichtwerk aber, mit rasch erwogenen, vielleicht oft aus einer Augenblicksstimmung erwachsenen Lösungen, kann die „staatspolitische Krise“ des 11. März nicht wieder beseitigt werden; wir sind es unserer Vergangenheit schuldig, daß die dereinst gefundene Lösung, mag sie auch in einzelnen Punkten ausländischen Vorbildern entsprechen — soweit diese auch aus unserer Entwicklung zu rechtfertigen sind und sich bewährt haben — daß diese Lösung voll und ganz aus den Bedingungen unserer geschichtlichen Tradition erwachse und bis ins Innerste demokratisch sei. Vor allem wird sie berücksichtigen müssen, daß unser Land verfassungsmäßig kein Einheitsstaat ist, sondern die freie Vereinigung selbständiger Kantone, und es wäre vielleicht nicht vom Übel, wenn die kommende Revision in dieser Beziehung sogar — *horribile dictu* — in manchen Punkten bisher gefundene Lösungen einer Revision unterziehen wollte. Bis dahin aber wird, so oder so, noch eine lange Zeit verstreichen.

Und das ist gut so. Unser Volk, vorab die Landbevölkerung, wird überhastete Lösungen bachab schicken, dafür bürgt uns seine demokratische Bewährung — und man dürfte in Kreisen, die dem Konservatismus auf der politischen Straße nur ungern begegnen, vielleicht die Hilfestellung unseres im letzten Schluß konservativen Bauerntums dereinst nicht ungern annehmen. Eine Gefahr allerdings besteht